

Jody Hedlund

WAS ES ZU  
BESCHÜTZEN  
GILT

  
Francke

*Herr, ich danke dir dafür, dass du mich so wunderbar  
und einzigartig gemacht hast! Großartig ist alles,  
was du geschaffen hast – das erkenne ich!*

Psalm 139,14

# Kapitel 1

*Chicago, Illinois*

*März 1871*

»Es ist ein Junge.« Catherine Remington hielt den weinenden Säugling mit dem Kopf nach unten an den Knöcheln, damit er keinen Schleim einatmete.

Die junge Mutter brachte ein Nicken zustande, aber ihr Gesicht war blass, ihre Augen waren geschlossen und ihre hübschen Gesichtszüge schmerzverzerrt.

Catherine klemmte die Nabelschnur an zwei Stellen ab und durchtrennte sie dann. Alles an dem Jungen war absolut perfekt. Bei seinen Atemzügen füllte sich seine Lunge mit Sauerstoff und seine Haut färbte sich rosig. Sein Puls schlug kräftig und er zapelte mit Armen und Beinen.

Wenn es nur der Mutter auch so gut ginge! Aber die Zeitung, die Catherine auf der schmutzigen Matratze ausgebreitet hatte, wurde immer noch mit frischem Blut getränkt.

»Sie haben das wunderbar gemacht, Kit.« Catherine zwang sich, fröhlich zu klingen. Sie begann, das Baby in eine weiche Baumwolldecke zu wickeln, und wischte das restliche Blut und den Schleim von seiner Nase und seinem Mund. »Sie haben einen schönen, gesunden Jungen.«

Wenn sie bei der Mutter doch nur einen Hauch Freude wecken könnte!

Kit drehte sich auf die Seite und starrte die Wand an. Die Umrisse ihres Körpers waren unter der dünnen, abgenutzten Decke gut zu erkennen: Sie war dürr, fast ausgemergelt und wirkte, als habe sie schon lange vor diesem Tag ihre Kraft und Lebensfreude verloren. Sie hatte während der Wehen in der langen Nacht nicht viel gesprochen, und Catherine wusste fast nichts über sie,

nur ihren Namen, den eine der anderen Prostituierten erwähnt hatte.

Sie warf einen Blick auf die geschlossene Tür. Wo war die andere Frau? Sie trug ein aufreizendes Kleid, hatte eine dicke Schicht Rouge und Lippenstift aufgetragen und war immer wieder ins Zimmer gekommen, um zu sehen, wie die Geburt vorankam, aber sie hatte offensichtlich gearbeitet – sofern es als Arbeit bezeichnet werden konnte, den eigenen Körper zu verkaufen. Warum ließ sie sich ausgerechnet jetzt nicht mehr blicken, da Catherine Hilfe brauchte, um die Nachgeburt zu holen, damit die Blutung aufhörte?

Die Musik und das laute Lachen aus dem Saloon nebenan hatten mit schrillen Misstönen stundenlang die Luft erfüllt. Aber jetzt bei Tagesanbruch hatte sich eine unangenehme Stille ausgebreitet, die verriet, dass das zügellose Treiben endlich ein Ende gefunden hatte. Das hieß aber auch, dass alle schliefen und Catherine niemanden hatte, der ihr helfen konnte.

»Ich möchte, dass Sie anfangen, den Kleinen zu stillen.« Sie hatte den Säugling fertig eingewickelt, dessen lautes Weinen jetzt, da er es warm und kuschelig hatte, einem leisen Wimmern gewichen war. Sie drehte Kit auf den Rücken, hielt ihr das Baby hin und betete, dass sich durch das Stillen die Gebärmutter zusammenzog und der Blutfluss aufhörte.

Aber Kit bewegte sich nicht, sie schlug nicht einmal die Augen auf.

Diese Lethargie war kein gutes Zeichen.

Catherine blickte sich suchend nach einem Platz für den Säugling um, damit sie Kit versorgen konnte. Außer dem Bett und einem wackeligen Nachttisch gab es in dem Zimmer keine Möbel. Eine abgenutzte Reisetasche, die vermutlich Kits ganze Habseligkeiten enthielt, war unter das Bett geschoben.

Catherine zog die Tasche hervor und fand darin zusammengeknüllte Kleidungsstücke und ein Paar Schuhe. Schnell formte sie aus der Kleidung eine Art Nest und legte das Baby hinein.

Der Kleine quengelte protestierend, doch darauf konnte sie im Moment keine Rücksicht nehmen.

Ohne Zeit zu verlieren, holte Catherine die Nachgeburt. Soweit sie es beurteilen konnte, waren die Eihäute und auch die Plazenta vollständig. Trotzdem blutete Kit immer noch sehr stark.

Catherine nahm eine braune Flasche mit einer Tinktur aus Frauenwurzeln, Hirtentäschel und anderen Kräutern, die Kit hoffentlich helfen würde.

Als sie versuchte, Kit dazu zu bewegen, sich aufzusetzen, wehrte sich die junge Mutter mit überraschender Kraft.

»Bitte, Kit. Trinken Sie diese blutstillende Medizin.«

Kit kniff die Lippen zusammen und drehte sich wieder zur Wand.

Catherine stellte die Flasche weg. Wenn Kit nicht kooperierte und die Tinktur nicht trank, blieb Catherine keine andere Wahl, als die Gebärmutter von Hand zusammenzudrücken.

Sie zerriss ein paar saubere Tücher und tränkte sie mit Essig, um sie für den inneren Druck zu verwenden. Falls der Essig bei der Blutgerinnung nicht half, könnte sie vielleicht Eis finden, damit sich die Blutgefäße zusammenzogen. Sie hatte einmal zugesehen, als ihre Mutter diese Technik angewandt hatte, aber sie war unangenehm, und Eis war nicht immer verfügbar.

Sie zog die Decke von Kits Beinen. »Sie müssen still liegen bleiben, damit ich den Stoff einführen und Druck auf Ihre Gebärmutter ausüben kann.«

»Lassen Sie mich in Ruhe.«

Catherine zog am Bein der Frau. »Wenn ich das nicht mache, verbluten Sie.«

»Ich werde sowieso sterben, egal was Sie machen.« Große Bitterkeit lag in der Stimme der jungen Mutter.

Einen Moment lang wusste Catherine nicht, was sie darauf antworten sollte. Sie wollte nicht zugeben, dass Kit recht hatte. Bei der Blutmenge, die sie bereits verloren hatte und immer noch

verlor, sank ihr Blutdruck und ihr Körper würde bald mit Schock reagieren.

Mit ihren zweiundzwanzig Jahren war Catherine für eine Hebamme sehr jung, aber da sie ihrer Großmutter und Mutter so viele Jahre assistiert hatte, hatte sie mehr Erfahrung als manche Hebamme, die doppelt so alt war wie sie. Sie hatte genug Mütter gesehen, die im Kindbett gestorben waren, viele aufgrund von starken Blutungen. Nur sehr wenige Frauen überlebten dieses Problem, obwohl sie von Ärzten gehört hatte, die Bluttransfusionen durchgeführt und damit gute Ergebnisse erzielt hatten. Aber sie hatte nicht die Ausrüstung – oder das nötige Blut –, um das zu versuchen. Sie musste die Methoden anwenden, die sie gelernt hatte.

Sie drehte die Frau wieder auf den Rücken. Kit wog nicht viel und ließ sich mühelos bewegen, da sie zu schwach war, um sich zu wehren. »Ihr Baby braucht Sie. Deshalb werden wir alles tun, damit Sie für Ihren kleinen Sohn am Leben bleiben.«

Kit schüttelte traurig den Kopf. »Ich kann ihm nicht das Leben bieten, das er braucht. Nicht hier.«

Catherine hielt inne. Sie hatte in den letzten Jahren schon vielen Prostituierten bei der Entbindung geholfen und fand auch, dass ein Bordell kein geeigneter Ort für ein Kind war. »Haben Sie Angehörige, die Ihnen helfen können?«

»Nein, mein Vater hat mich verstoßen, als er von meiner Schwangerschaft erfuhr. Er hat gesagt, dass er mich nie wiedersehen will.«

»Wie steht es mit Geschwistern?«

»Meine ältere Schwester hilft mir, so gut sie kann, aber sie hat Angst, dass Papa sie aus seinem Laden wirft, falls er sie dabei erwischt.«

Catherine hörte, was die Frau nicht sagte: Sie wollte nicht, dass ihre Schwester genauso wie sie in einem Bordell endete. »Was ist mit dem Vater des Kindes? Vielleicht kann er helfen.« Die meisten Prostituierten trafen Vorkehrungen, um nicht schwanger zu

werden. Aber keine Methode war absolut sicher. Und Catherine hatte die Geburt von zu vielen ungewollten Babys erlebt, bei denen nicht bewiesen werden konnte, wer der Vater war.

Kit starrte zur Zimmerdecke hinauf und ihre Miene wurde traurig. »Er hat mich sitzen gelassen.«

»Dann wissen Sie, wer er ist?«

»Ja.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut sicher.« Kits Stimme war nur ein leises Flüstern. »Er hat mir einen Heiratsantrag gemacht. Ich dachte, mir könnte nichts passieren. Selbst wenn ich schwanger werden sollte, würden wir ja bald heiraten und dann würde das keine Rolle spielen.«

Wie immer, wenn sie an das unbeschreibliche Leid von unverheirateten Frauen dachte, die die Verantwortung für eine ungewollte Schwangerschaft allein tragen mussten, regte sich großer Ärger in Catherine. Das war nicht fair. Wo waren die Männer? Warum wurden sie für ihr unmoralisches Verhalten nicht zur Verantwortung gezogen? Sie hatte den Eindruck, dass die Untaten dieser skrupellosen Männer mit jedem Tag schlimmer wurden.

Sie stimmte dem Standpunkt ihres Vaters, Stadtrat des Drei- unddreißigsten Bezirks, zu, dass Chicagos Rotlichtviertel dauerhaft geschlossen werden mussten. Doch statt dass Politiker Dinge zum Besseren veränderten, kamen immer mehr korrupte Stadträte ins Amt. Die anständigen Stadträte wie ihr Vater befanden sich in der Minderheit.

»Wenn Sie sicher sind, wer der Vater Ihres Babys ist ...«, Catherine versuchte erneut, die Beine der jungen Mutter zu bewegen, damit sie mit der manuellen Kompression beginnen konnte, aber Kit presste sie hartnäckig zusammen, »... schlage ich vor, dass Sie Kontakt zu ihm aufnehmen, ihn um Unterstützung bitten und ihn für sein Tun zur Verantwortung ziehen.«

»Das kann ich nicht. Er wohnt nicht mehr in Chicago. Er ist ins Colorado Territory zurückgekehrt.«

»Schreiben Sie ihm und fordern Sie ihn auf, Sie wenigstens finanziell zu unterstützen. Viele Männer sind bereit, Geld zu zahlen, damit die Sache nicht ans Licht kommt.« Es war traurig, aber wahr: Einige Männer konnten auf diese Weise gezwungen werden, ihrer Pflicht nachzukommen.

»Ich habe ihm schon geschrieben, aber er hat nicht geantwortet.«

Catherine schluckte eine scharfe Antwort hinunter, obwohl sie wünschte, dieser Mann wäre jetzt hier und sie könnte ihm die Leviten lesen, aber im Moment vergeudete sie mit dem Gespräch über ihn nur wertvolle Zeit. Immer noch floss hellrotes Blut auf die ausgebreiteten Zeitungen, und ihr wurde klar, dass sie ein zweites Paar Hände brauchte, das Kit festhielt, falls sie mit der manuellen Kompression Aussicht auf Erfolg haben wollte.

Die Prostituierte, die den Botenjungen geschickt hatte, um sie zu holen, wohnte im Zimmer auf der anderen Seite des Flurs. Catherine blieb keine andere Wahl, als zu ihr zu gehen und sie zu wecken.

»Ich bin gleich zurück.« Catherine eilte zur Tür und verließ das Zimmer, bevor Kit widersprechen konnte. Als sie auf den nasskalten Flur trat, fiel durch das Fenster am anderen Ende des Ganges Licht herein und beleuchtete eine Szene, bei der ihr das Blut in den Adern gefror.

Ein gut gekleideter, kahlköpfiger Mann mit deutlich vorstehendem Bauch hielt einem anderen Mann eine Waffe an die Brust. Dieser Mann war halbnackt und sah aus, als wäre er gerade aus dem Bett im Zimmer hinter ihm gezerzt worden.

Sie brauchte das Gesicht des kahlköpfigen Mannes nicht zu sehen, um zu wissen, wer er war. Sie war bei genügend politischen Veranstaltungen und Partys gewesen, um ihn sofort zu erkennen. Rocky Rogers Kenna, Stadtrat des Neunzehnten Bezirks im Ersten Chicagoer Wahlkreis.

Sie erkannte auch den halbnackten Mann. Sein langer Hals und seine genauso langen Arme hatten ihm in politischen Kreisen den

Spitznamen »Stretch« eingebracht, genauso wie seine Tendenz, es mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen. Er führte die Kampagne an, die sich vorgenommen hatte, den Ruf der Stadträte zu beschmutzen, die sich weigerten, sich an korrupten politischen Zielen zu beteiligen – darunter auch Catherines Vater –, indem sie Lügen über sie verbreiteten. Natürlich ignorierten die meisten gottesfürchtigen Menschen, was Stretch sagte. Trotzdem war er ein gefährlicher Mann, mit dem man sich lieber nicht anlegte.

Bevor sie richtig begriff, was hier vor sich ging, knallte ein Schuss und Stretch taumelte an die Wand zurück. Er rutschte nach unten und hinterließ dabei eine rote Blutspur, die einen starken Kontrast zu der hellen Blumentapete bildete. Auf dem Boden sackte er dann regungslos zusammen.

Rocky stieß Stretch mit dem Fuß, sodass dieser in den offenen Türrahmen zurückkippte und die Einschussstelle direkt über seinem Herz deutlich zu sehen war. Er rührte sich nicht mehr und seine Arme und Beine standen in einem unnatürlichen Winkel ab.

Er war tot. Rocky hatte Stretch getötet.

Catherine atmete scharf ein.

Rocky fuhr herum und richtete seine Waffe schnell auf sie.

Zu spät hielt sie sich den Mund zu, während sich ihr Blick auf den Revolver heftete, der auf sie zielte. Einen angespannten Moment lang wartete sie angstvoll auf den Knall des nächsten Schusses und den Schmerz, wenn die Kugel in ihre Brust eindrang und womöglich ihr Leben auslöschte.

Selbst als der Mann die Waffe einen Augenblick später sinken ließ, wagte sie nicht zu atmen. Sie wollte in das Zimmer hinter sich fliehen, aber sie war zu schockiert, um sich bewegen zu können. Sie war soeben Augenzeugin eines Mordes geworden! Sie war zwar schon sehr viel Unmoral und Bosheit begegnet, wenn sie Gottes Ruf folgte und Menschen half, die auf der Schattenseite des Lebens standen, aber sie hatte nie mit eigenen Augen gesehen, wie ein Mann einen anderen getötet hatte.

Sie bezweifelte, dass sie heil aus dieser Situation herauskommen würde.

Andererseits war sie für Rocky vielleicht völlig uninteressant. Möglicherweise war er so korrupt und abgebrüht, dass er sie gehen ließ. Vielleicht ging er davon aus, dass sie eine der Frauen war, die im Bordell lebten, und gab sich gar nicht mit ihr ab.

Aber – eine Frau aus dem Bordell? Bei diesem absurden Gedanken hätte Catherine beinahe gelacht. Ihr Kleid war das absolute Gegenteil der aufreizenden Kleidung der Prostituierten. Es war modisch geschnitten und hatte ein langes Mieder, das in Kombination mit dem Rock Eleganz und Würde ausstrahlte. Sie trug selten Reifröcke, da sie zu unförmig waren, und sie hatte sich noch nicht für die großen Tournüren hinten an den Rücken entschieden, die immer mehr in Mode kamen. Ihr dunkles Haar war nicht kunstvoll frisiert, sondern zu einem schlichten Knoten hochgesteckt, außerdem trug sie kein Make-up. Wahrscheinlich wirkte sie eher streng und absolut nicht verführerisch.

»Sie sind Paul Remingtons Tochter.« Rockys Worte hallten im Flur wider und klangen eher wie eine Anklage als wie eine Frage.

Nein, allem Anschein nach konnte sie nicht unbemerkt entkommen. Noch während sie nach einer Ausrede oder einem Vorwand suchte, schalt sie sich im Stillen dafür, dass sie ein Feigling war und mit dem Gedanken spielte, vom Tatort eines Verbrechens zu fliehen. Das konnte sie nicht machen, denn ein Mensch war ermordet worden und der Mann, der dieses Verbrechen begangen hatte, musste vor Gericht gestellt werden.

Sie warf die Schultern zurück und richtete ihren nur ein Meter sechzig großen, zierlichen Körper so hoch wie möglich auf. »Ja, ich bin Catherine Remington.«

»Was macht eine vornehme Dame wie Sie um diese Tageszeit in einem solchen Etablissement?« Seine Worte waren hart und scharf, als würde sie ihn mit ihrer Gegenwart beleidigen.

»Ich war die ganze Nacht hier und habe einer der jungen Frauen geholfen, die in den Wehen lag.«

Er legte den Kopf schief und zog die Brauen hoch.

»Ich bin Hebamme. Ich bin hier, weil ich ein Baby auf die Welt gebracht habe.«

»Es trifft sich wirklich gut, dass Sie genau in diesem Moment auf dem Flur aufgetaucht sind. Nicht wahr, Männer?« Die letzte Bemerkung richtete Rocky an zwei Männer, die gleich hinter dem offenen Türrahmen über dem Toten standen. Sie stiegen über Stretch, bauten sich mit verschränkten Armen hinter Rocky auf und blickten sie herausfordernd an.

Sie hatte diese Männer schon öfter bei Rocky gesehen. Vermutlich waren sie seine Leibwächter. Trotzdem würde sie sich von ihnen nicht einschüchtern lassen.

»Junge Dame«, sagte Rocky. »Sie müssen bei der Polizei und vor dem Richter für mich aussagen. Sie müssen erklären, dass Stretch mich verfolgt hat und ich keine andere Wahl hatte, als ihn zu erschießen, um mein Leben zu retten.«

Hatte Stretch ihn provoziert? Sie warf einen Blick auf Stretchs verdrehten Körper. In seiner Hand war keine Waffe zu sehen. Aus der offenen Wunde in seiner nackten Brust strömte Blut und bildete eine dunkle Pfütze auf dem Boden. »Es tut mir leid, Mr Ken- na, aber das kann ich nicht aussagen.«

»Natürlich können Sie das. Sie standen doch hier.« Er rückte seine Anzugjacke zurecht, als wäre alles geklärt. »Sie haben alles so gesehen, wie ich soeben gesagt habe.«

Er wollte, dass sie für ihn log? Damit er mit einem Mord ungestraft davonkäme? Nun, falls er es noch nicht wusste, würde er bald erfahren, dass sie genauso unbestechlich war wie ihr Vater. »Nein, im Gegenteil: Ich habe nicht gesehen, dass Stretch irgend- etwas getan hätte, das Sie bedroht hat.«

Rocky schritt durch den Flur bedrohlich auf sie zu, und seine Männer folgten ihm. Ihre Schritte hallten in einem gefährlichen Rhythmus auf dem Boden wider. Er hatte Stretch erschossen, ohne mit der Wimper zu zucken. Was sollte ihn davon abhalten, sie ebenfalls zu töten?

# Kapitel 2

Catherine schob die Finger ineinander, um ihr Zittern zu unterbinden. Gleichzeitig hob sie das Kinn, als könnte sie damit irgendwie die Bedrohung, die Rocky Rogers Kenna darstellte, abwehren. Aber sie wusste, dass sie seiner Gnade ausgeliefert war und keine Möglichkeit hatte, sich zu wehren.

Er blieb erst stehen, als er wenige Zentimeter vor ihr angekommen war. Seine Augen waren dunkler geworden, als wären sie bodenlose Löcher, die zu seiner schwarzen Seele führten.

Trotz allem ging sie davon aus, dass er sie vermutlich nicht töten würde. Er hatte bereits das Problem, den Mord an Stretch erklären zu müssen. Trotzdem musste sie einen Weg finden, ihm zu entkommen.

»Miss Remington.« Er betonte ihren Namen übertrieben freundlich. »Ich bezweifle nicht, dass Sie eine anständige junge Frau sind. Jeder wird Ihnen glauben, wenn Sie bezeugen, dass mich bei diesem unglücklichen Vorfall keine Schuld trifft.«

»Ich werde die Wahrheit bezeugen, Mr Kenna.«

»Die Wahrheit ist, dass Stretch mich provoziert hat.« Sein finsterner Blick forderte sie heraus, sich ihm ja nicht zu widersetzen, und er beugte sich näher zu ihr hinab. Der säuerliche Geruch seines Atems schlug ihr ins Gesicht. Er war fast genauso abstoßend wie der Gestank, der jeden Zentimeter des Bordells durchdrang – eine Mischung aus Zigarrenrauch, Rum und süßlichem Parfum.

Mehrere Zimmer weiter ging eine Tür einen Spaltbreit auf. Eine Frau spähte heraus, wich aber sofort wieder zurück und schloss schnell die Tür. Die Wände waren dünn und zweifellos hörten alle, die wach waren, jedes Wort dieses Gesprächs. Der Schuss war ebenfalls nicht zu überhören gewesen.

Catherine schluckte die Angst hinunter, die in ihrer Kehle aufstieg. »Es tut mir leid, aber ich kann nicht ...«

»Und *mir* würde es leidtun, wenn ich Ihren Vater in diese Sache hineinziehen müsste.« Seine Stimme war plötzlich viel zu freundlich. »Es ist kein Geheimnis, dass Ihr Vater Stretch gehasst hat, besonders nach dessen Anschuldigungen, Ihr Vater hätte seine Steuern nicht gezahlt.«

»Keine dieser Anschuldigungen entsprach der Wahrheit.«

»Trotzdem würde ich es sehr bedauern, wenn sich herumsprüche, dass Stadtrat Remington daran beteiligt war, Stretch zum Schweigen zu bringen.«

Catherines Herzschlag stockte vor Entsetzen. Wollte Rocky damit andeuten, dass er ihrem Vater den Mord an Stretch in die Schuhe schieben würde? Damit käme er nie durch! Er könnte keine Indizien vorlegen, um eine Beteiligung ihres Vaters zu beweisen. Aber die Verbreitung einer so schwerwiegenden Anschuldigung hatte das Potenzial, den politischen Ambitionen ihres Vaters zu schaden, der bei den nächsten Wahlen als Abgeordneter für den Bundesstaat Illinois kandidieren wollte.

Sie konnte nicht zulassen, dass Rocky ihren Vater ruinierte. Das Land brauchte mehr Männer wie ihn – Männer, die sich für die Wahrheit einsetzten und sich auf keine politischen Machenschaften einließen. Er und Mutter waren mit dem Wahlkampf beschäftigt und konnten es nicht gebrauchen, dass Catherine einen weiteren Skandal auslöste. Sie hatte bereits Schande über ihre Eltern gebracht und sie enttäuscht. So etwas durfte sich nicht wiederholen.

Rocky schaukelte auf seinen Fersen zurück und seine Schultern entspannten sich sichtlich. »Was sagen Sie also, Miss Remington? Sind Sie bereit, meine Unschuld zu bezeugen?«

Hatte sie eine andere Wahl? Außerdem könnte es tatsächlich sein, dass Stretch Rocky provoziert hatte, wie dieser behauptete. Nur weil sie keine Waffe in Stretchs Hand gesehen hatte, bedeutete das nicht, dass er Rocky nicht mit der Absicht, ihm etwas anzutun, angegriffen hatte.

Rockys Lippen zuckten in Andeutung eines Grinsens, als wüsste er, dass er gewonnen hatte.

»Also gut, Mr Kenna. Ich schätze, ich muss mich Ihrem Druck beugen.«

»Gutes Mädchen.« Er drehte sich auf dem Absatz um und marschierte an seinen Männern vorbei zurück zu Stretch. »Es freut mich, dass ich auf Sie zählen kann.«

Sie kniff die Lippen zusammen, um diesem gerissenen Stadtrat nicht deutlich die Meinung zu sagen. Gleichzeitig legte sie die Hand auf den Türgriff zu Kits Zimmer, da sie fortkommen und eine Lösung für dieses neue Problem finden musste.

»Ich sage der Polizei, dass später jemand zu Ihnen kommen und Ihre Aussage aufnehmen soll«, rief Rocky, während sie in Kits Zimmer zurückhuschte. »Enttäuschen Sie mich nicht, Miss Remington.«

Sie gab ihm keine Antwort – das konnte sie nicht. Sie schloss die Tür und lehnte sich daran. Wie hatte sie nur in dieses schreckliche Dilemma geraten können?

Selbst wenn sie sich etwas anderes einreden wollte, wusste sie genauso gut wie Rocky, dass er sich eines kaltblütigen Mordes schuldig gemacht hatte. Wie konnte sie der Polizei etwas anderes als die Wahrheit sagen?

Als sie ein Stöhnen vom Bett hörte, zuckte Catherine zusammen. Kit lag apathisch auf der Matratze, ihre Beine waren blutverschmiert, ihr langes, dunkles Haar lag zerzaust um ihren Kopf.

Der Tod klopfte an und war bereit, diese Frau zu holen.

Wenn Catherine die Gebärmutter bearbeitete, wäre das für Kit sehr schmerzhaft und würde ihr in diesem Stadium wahrscheinlich nicht mehr helfen. Sollte sie Kit in Frieden einschlafen lassen?

In Catherines Brust trug sich ein Kampf aus, den sie gut kannte: Sollte sie bis zum letzten Moment alles in ihrer Macht Stehende tun oder sollte sie eine Patientin lieber in Würde sterben lassen?

Sie trat zu der jungen Frau und strich die klebrigen Haarsträhnen aus ihrem Gesicht.

Kit schlug die Augen auf. »Wollen Sie mir helfen?«

»Selbstverständlich will ich das.« Ihr Plan, eine Frau zu finden, die ihr bei Kit helfen könnte, war gescheitert und sie wagte es nicht, wieder auf den Flur hinauszugehen. »Ich kann versuchen, die Blutung zu stoppen ...«

»Nein. Nicht das.« Kit hob eine Hand, zitterte dabei aber vor Anstrengung.

Catherine ergriff sanft die Hand der jungen Frau. »Was dann?«

»Bringen Sie das Baby zu seinem Vater. Er hat eine Familie, die ihm helfen wird, das Kind aufzuziehen.« Kits Bitte war klar und unmissverständlich. In ihre Augen trat eine so starke Hoffnung, dass Catherine versucht war, ihr alles zu versprechen, nur um diese Hoffnung am Leben zu erhalten.

Aber die Ehrlichkeit siegte. »Das ist nicht möglich.«

Kits Griff wurde stärker. »Sie sind eine gute Frau. Sie können das. Ich weiß, dass Sie sich gut um Austin kümmern werden.«

»Austin?«

»Ich nenne das Baby nach dem Vater seines Vaters.«

»Und wenn ich dem Vater des Babys – Austins Vater – ein Telegramm schicke, in dem ich ihn auffordere zu kommen und Austin zu holen?«

»Nein. Darauf wird er nicht reagieren.«

Dem konnte Catherine nicht widersprechen. Wenn der Mann auf keine Briefe geantwortet hatte, warum sollte er sich dann durch ein Telegramm umstimmen lassen?

»Bitte? Bringen Sie Austin zu ihm?« Kits Flüstern wurde immer schwächer und ihr Atem immer flacher. Sie hatte so viel Blut verloren, dass ihre Organe ihren Dienst einstellten. Es würde nicht mehr lange dauern, bis sie starb. Mit ihrer letzten Kraft bemühte sie sich, dafür zu sorgen, dass ihr Kind in gute Hände kam.

Kit warf einen Blick auf Austin, der immer noch in der Reisetasche lag. »Er sieht genauso aus wie sein Vater.«

Das Baby hatte dunkelbraunes Haar, ein schönes Gesicht und starke, markante Gesichtszüge. Catherine sah in dem Kind nicht viel von Kit und vermutete, dass es tatsächlich seinem Vater ähnelte.

»Er braucht nur einen Blick auf Austin zu werfen, dann weiß er, dass er sein Sohn ist.« Kit schloss die Augen und eine starke Erschöpfung zeigte sich auf ihrem Gesicht.

Catherine setzte sich auf die Bettkante und streichelte die Stirn der jungen Frau. Ihre Haut war kalt, da sie nicht mehr mit genügend Wärme versorgt wurde.

»Bitte. Ich flehe Sie an.«

Catherine strich mit den Fingern durch Kits Haar und wehrte sich gegen die Verzweiflung, die sie jedes Mal befiel, wenn sie eine Patientin verlor. Obwohl ihre Mutter und ihre Großmutter sie ermahnt hatten, den Tod als Teil des Lebens zu sehen, hatte Catherine noch nicht gelernt, den Tod so selbstverständlich zu akzeptieren wie die beiden Frauen. Sie hatten ihr erklärt, dass sie nicht diejenige war, die die Flamme entzündete, und dass sie sich nicht die Schuld geben durfte, wenn eine Flamme erlosch. Letztendlich bestimmte Gott, wie hell und wie lange jede Flamme brannte.

»In der Tasche ist eine Brosche«, flüsterte Kit. »Austin's Vater hat sie mir geschenkt, als wir uns verlobten.«

»Ich hole sie Ihnen ...«

»In der Tasche ist auch ein Tagebuch. Darin stehen die nötigen Informationen über seinen Vater.«

»Ich werde dafür sorgen, dass beide Dinge in Austin's Besitz bleiben.«

Kit schlug die Augen auf. »Ich will nicht, dass er in ein Waisenhaus kommt. Er braucht seinen Vater. Sein Vater ist ein guter Mann.«

*Ein guter Mann?* Catherine verkniff sich ein Schnauben, da sie Kit in ihren letzten Minuten nicht traurig machen wollte. Tatsache war, dass ein guter Mann eine Frau nicht derartig im Stich ließ und in Kauf nahm, dass sie in ein solches Elend geriet.

»Bitte?« Kit schaute mit einer solchen Verzweiflung zu Catherine hinauf, dass sie es nicht übers Herz brachte, Nein zu sagen. Aber wie konnte sie einwilligen, nach Colorado zu fahren und das Baby seinem Vater zu bringen?

Catherine bemühte sich zu lächeln. »Ich werde mein Möglichstes tun.« Mehr würde sie nicht versprechen.

Diese Worte genügten Kit offenbar, denn sie schloss die Augen, sank auf die Matratze zurück und atmete tief aus. Als sie nicht wieder einatmete, atmete Catherine ebenfalls mit einem tiefen Seufzen aus.

Die Hand der Frau rutschte aus Catherines Hand und sank auf die Matratze. Kit war tot.



Catherine lehnte sich in den Ohrensessel in ihrem Zimmer zurück und gab Austin den Rest aus der Flasche. Ein Tropfen der warmen Milch lief aus seinen geschürzten Lippen. Er hatte die Augen geschlossen und seine dunklen Wimpern lagen auf seinen rötlichen Wangen. Seine kleine Nase rümpfte sich und sein Kinn, an dem er ein kleines Grübchen hatte, bewegte sich, als würde er immer noch saugen.

Sie berührte seine winzige Hand, die ihre Finger umklammernten. Er war so liebenswert. Aber sie konnte ihn nicht länger behalten – wenigstens nicht ohne ihre Familie zu informieren. Er verhielt sich ziemlich ruhig, seit sie zu Hause war. Aber es war nur eine Frage der Zeit, bis er weinen würde, und dann würden ihre Mutter, ihr Vater und alle Hausangestellten wissen, was sie getan hatte. Sie hatte gegen eine wichtige Regel verstoßen: Eine Hebamme nahm ein Baby nicht mit nach Hause.

Ihre Mutter und ihre Großmutter hatten sie immer davor gewarnt, besonders wenn ihr Beruf sie zu den ärmeren Teilen der Bevölkerung führte, bei denen Krankheiten, Armut und Tod grassierten.

»Wir können uns unmöglich um Waisenkinder kümmern, Catherine«, hatte ihre Mutter klargestellt, als sie das erste Mal ein Neugeborenes in den Armen gehalten hatte, dessen Mutter gestorben war.

»Bitte, Mutter. Das Baby braucht uns.«

»Gott hat uns die Gabe geschenkt, Menschen auf die Welt zu bringen«, hatte ihre Mutter geantwortet und eilig ihre Hebammentasche gepackt. »Anderen hat er die Gabe geschenkt, sich um diese Menschen zu kümmern.«

Catherine hatte schon mit acht Jahren angefangen, ihre Mutter und Großmutter bei ihren Hebammeneinsätzen zu begleiten und ihnen in kleinen Dingen zu helfen – Decken aufwärmen, Wasser kochen, das Baby nach der Entbindung waschen und halten, die Nabelschnur des Säuglings versorgen und die Gebärmutter der Mutter massieren.

Als sie älter geworden war, hatten sie ihr mehr Verantwortung übertragen. Aber die Aufgabe, ein mutterloses Baby auf den Armen zu halten, war nie leichter geworden.

Wenn die Mutter während oder nach der Geburt eines Kindes starb, kam der Säugling in den meisten Fällen zu Verwandten. In seltenen Fällen brachte Catherines Mutter das Kind ins *Grace House*, ein kleines, privat betriebenes Waisenhaus mit fürsorglichen Mitarbeiterinnen, die fast immer eine Familie fanden, die das Neugeborene gern adoptierte.

Die Babys wurden gut versorgt. Auch dieser kleine Junge wäre dort in guten Händen. Ein liebevolles kinderloses Ehepaar, das sich Kinder wünschte, würde ihn zweifellos bei sich aufnehmen und ihm ein gutes Leben schenken.

»Soll ich dich ins Grace House bringen, Kleiner?«, flüsterte Catherine und streichelte dem Baby die Wange.

Nachdem sie mit der Bordellbetreiberin geklärt hatte, was mit Kits totem Körper geschehen sollte, hatte niemand etwas dagegen gehabt, als Catherine angeboten hatte, das Kind wegzubringen. Bevor sie gegangen war, hatte sie sich nach Kits Familie erkundigt

und erfahren, dass ihr Vater einen Laden in der Harrison Street betrieb und ihre Schwester in der Clark Street wohnte. Catherine hatte beide Adressen aufgesucht, aber trotz ihres Flehens wollte keiner aus der Familie das Baby und alle hatten ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen. Sie war sogar zu Kits Großmutter gefahren, die sie mit vulgären Worten fortgeschickt hatte.

Schließlich hatte Catherine ihren Kutscher, Slim, erschöpft gebeten, sie nach Hause zu fahren. Der alte Kutscher wusste höchstwahrscheinlich, dass sie das Neugeborene in der Reisetasche versteckte, aber er hatte nichts gesagt, als er ihr vor dem Backsteinhaus ihrer Familie aus der Kutsche geholfen und sie ihm erklärt hatte, dass sie die Kutsche bald wieder brauchen würde.

Das Ticken der Uhr auf dem Kaminsims erinnerte sie daran, dass es höchste Zeit war, Slim mitzuteilen, dass er mit der Kutsche vorfahren sollte.

Sie stellte die Flasche auf den Beistelltisch neben dem Sessel, legte das Baby an ihre Schulter und klopfte ihm sanft auf den Rücken.

Aber wie konnte sie Austin ins Waisenhaus bringen, nachdem sie Kit versprochen hatte, dass sie versuchen würde, ihn der Fürsorge seines Vaters zu übergeben? Konnte sie den Säugling noch ein wenig hier im Haus behalten, bis sie Kontakt zu seinem Vater aufgenommen und ihm mitgeteilt hatte, dass er ein Kind hatte? Sie konnte unmöglich quer durchs ganze Land reisen und das Kind persönlich bei ihm abliefern, da sie nicht wusste, ob der Mann das Baby überhaupt wollte. Vielleicht war er auch absolut nicht als Vater geeignet.

»*Er ist ein guter Mann.*« Kits Worte gingen Catherine durch den Kopf. Sie hatte den Ernst in Kits Erklärung gespürt: Obwohl der Mann sie sitzen gelassen hatte, hatte sie in ihm Qualitäten gesehen, die ihn zu einem anständigen Vater machen würden.

Catherine klopfte weiterhin gleichmäßig auf Austins Rücken, bis er leise aufstieß. Aber nicht nur die Frage um das Wohl und die Zukunft des Babys belastete sie, sie hatte auch keine Ahnung, wie

sie mit Rockys Drohungen umgehen sollte. Das Bild, wie Stretch an der Wand nach unten rutschte und sich eine Blutlache unter ihm bildete, hatte sie den ganzen Vormittag nicht losgelassen.

Selbst jetzt noch quälte sie die verschmierte Blutspur an der Wand und jagte ihr einen Schauer über den Rücken. Sie war Augenzeugin eines Mordes gewesen, der das Potenzial hatte, den korrupten Rocky Rogers Kenna hinter Gitter zu bringen. Aber wie sollte sie gegen ihn eine Chance haben, wenn Polizisten, Anwälte und Richter auf seiner Gehaltsliste standen? Niemand würde sich für ihre Zeugenaussage interessieren.

Doch wenn sie vor Gericht treten und zu Rockys Gunsten lügen würde, würde sie damit ihr Gewissen betrügen. Wie konnte sie der Welt erzählen, er wäre unschuldig, wenn er nicht nur Stretch, sondern wahrscheinlich auch noch andere Leute ermordet hatte? Wenn sie ihn mit seinem Verbrechen ungeschoren davonkommen ließe, wäre sie genauso schuldig wie er.

»Oh, Herr, was soll ich nur tun?« Ihre Ungewissheit wurde mit jedem Moment stärker, bis sie schließlich aufstehen musste, um nicht davon erdrückt zu werden.

Sie legte das Baby in ihre Armbeuge und ging zu dem hohen Fenster mit Blick auf die Straße und kehrte dann wieder zu ihrem Sessel zurück. Im Kamin brannte kein Feuer, da sie das Dienstmädchen gebeten hatte, sie nicht zu stören, und die Kälte des Märztages lag in der Luft.

Sie blieb neben ihrem breiten Bett stehen, das immer noch ordentlich gemacht war, da sie die ganze Nacht fort gewesen war. Kunstvolle Kissen in verschiedenen Größen und Formen zierten die goldfarbene Damastdecke. Sollte sie versuchen, ein wenig Schlaf zu bekommen? Vielleicht könnte sie danach klarer denken. Sie könnte Austin neben sich legen und ihn mit Kissen abstützen.

Oder sollte sie zu ihrer Mutter gehen und sie um Rat bitten, was sie wegen des Neugeborenen und wegen des Verbrechens tun sollte, dessen Augenzeugin sie geworden war?

Mutter hatte im Wohnzimmer gesessen und Tee getrunken, als

Catherine nach Hause gekommen war. Aber selbst wenn Mutter eine weise Frau und ein gottesfürchtiges Vorbild in puncto Nächstenliebe war, wusste Catherine bereits, was die pragmatische, nüchterne Frau sagen würde – wenigstens in Bezug auf das Baby. Sie würde Catherine erklären, dass sie sich nicht von ihren Gefühlen leiten lassen durfte, sondern das Richtige tun musste.

Aber was war das Richtige für dieses Baby?

Catherine blickte auf den Säugling hinab, der tief und fest schlief, da er jetzt satt war. Wäre es für ihn das Beste, bei seinem Vater zu leben?

Obwohl sie eigentlich nicht neugierig sein wollte, beugte sie sich nach unten und kramte in Kits Tasche, bis ihre Finger auf den harten Einband eines Tagebuchs stießen. Sie zog das Buch aus der Tasche. Der dunkelblaue Einband war an einigen Stellen fleckig – durch Tränen? Die Kanten waren abgestoßen und die Seiten waren lose. Vielleicht würde sie hier Antworten auf ihre Fragen finden. Wenigstens hoffte sie das.

Nachdem sie zu ihrem Sessel zurückgekehrt war und Austin vorsichtig auf ihren Schoß gelegt hatte, schlug sie die erste Seite auf. Auf die Innenseite des Deckblatts hatte Kit in schöner Schreibschrift geschrieben: *Dieses Tagebuch gehört Katherine Ann Olson.*

Natürlich war Kit ein Spitzname für Katherine. Catherine hatte bereits vermutet, dass sie den gleichen Vornamen hatten. Überraschend waren die vielen Details, die Kit festgehalten hatte. Der erste Eintrag stammte aus dem Januar 1869 und war also über zwei Jahre alt. Beim Überfliegen der Seiten erkannte Catherine, dass Kit fast jeden Tag etwas geschrieben hatte, selbst wenn es belanglose Kleinigkeiten waren. Meistens ging es um die Arbeit im Geschäft ihres Vaters und die verschiedenen Leute, die in seinen Lebensmittelladen kamen, hauptsächlich junge Männer, die Kit ihre Aufmerksamkeit schenkten.

Catherine blätterte ans Ende und stellte fest, dass der letzte Eintrag eine Woche alt war: *Das Baby kann jederzeit kommen.*

*Ich bete zu Gott, dass dieses Kind ein besseres Leben haben wird als ich. Wenn das Baby nur bei seinem Vater sein könnte, Dylan McQuaid in Fairplay, Colorado. Ich kannte seinen Vater zwar nicht lange, aber ich bin sicher, dass er dieses Kind lieben und gut erziehen würde.*

Die Verzweiflung sprach aus jedem Buchstaben und zerrte an Catherines Herz. Die arme Kit!

Catherine blätterte zurück, bis sie einen Eintrag fand, in dem Dylan McQuaid erwähnt wurde. Er war vom Juni 1870. Sie überflog die Absätze, in denen er beschrieben wurde – wie charmant und attraktiv er war, dass er als Polizist gearbeitet hatte, dass er in den Laden gekommen war und sich mit ihr unterhalten hatte.

Wenige Einträge später beschrieb Kit, wie ihr Dylan einen Heiratsantrag gemacht hatte und sie nachgegeben und mit ihm geschlafen hatte, da sie sich einredete, dass sie sowieso bald heiraten würden. Aus den nächsten Einträgen sprach eine starke Wut, da Kit festgestellt hatte, dass Dylan Chicago verlassen hatte und nach Colorado zurückgekehrt war, ohne sich noch einmal bei ihr zu melden oder sich wenigstens zu verabschieden.

Catherine konnte den Schmerz nachempfinden, mit dem Kit ihren Verlust zu Papier gebracht hatte. Ihr war bewusst geworden, dass Dylan betrunken gewesen war, als er ihr den Heiratsantrag gemacht hatte, und dass ihm der Antrag wahrscheinlich überhaupt nichts bedeutet hatte.

Es folgten Seiten voller Bitterkeit, nachdem sie gemerkt hatte, dass sie schwanger war. Kit hatte versucht, ihre Schwangerschaft so lange wie möglich zu verbergen, aber schließlich hatte ihr Vater es herausgefunden und sie aus dem Haus geworfen. Da ihr sonst niemand geholfen hatte, hatte sie sich an eine frühere Freundin gewandt, die im Bordell lebte.

Kit hatte selbst nicht als Prostituierte gearbeitet. Ihre Freundin hatte sie versorgt. Trotzdem machten Kits Einträge klar, dass sie keine andere Möglichkeit gesehen hatte, wie sie nach der Geburt des Babys den Lebensunterhalt für sich und ihr Kind bestreiten

sollte. Sie hatte Dylan zwei Briefe geschickt, in denen sie ihn um seine Hilfe gebeten hatte. Obwohl sie auf den Mann wütend gewesen war, weil er sie sitzen gelassen hatte, hatte sie immer noch geglaubt, dass er ein freundlicher Mann war und ihr helfen würde, wenn er von dem Baby wüsste.

Als auf der Straße vor dem Haus ein lauter Ruf ertönte, klappte Catherine das Tagebuch zu, stand auf und trat ans Fenster. Beim Anblick mehrerer Polizisten, die von ihren Pferden stiegen, wich sie schnell zurück und ihr Puls überschlug sich fast.

Sie waren ihretwegen hier. Rocky hatte angedeutet, dass er sie schicken würde. Sie wollten sie zu dem Mord befragen. Sie müsste entweder Rocky beschuldigen und würde damit der Karriere ihres Vaters schaden, oder sie müsste lügen und würde damit Rockys korruptes Verhalten unterstützen.

Es sei denn ...

Ihr Blick wanderte von Kits Tagebuch zu der Reisetasche und dann zu Austin, der immer noch zufrieden in ihren Armen schlief. Sie könnte verreisen und dadurch einer Konfrontation mit der Polizei aus dem Weg gehen. Wenn sie für eine Weile aus Chicago verschwand, bliebe sie vor dem ganzen unangenehmen Szenario verschont. Dann wäre Rocky gezwungen, die Konsequenzen für seine Tat zu tragen.

Vielleicht könnte sie dadurch auch ihren Eltern weitere Peinlichkeiten ersparen. Nach der Ankündigung im *Chicago Tribune* vor einigen Tagen, dass sich Chester Jones mit einer anderen Frau verlobt hatte, war Catherine erneut zum Gesprächsthema in ihren gesellschaftlichen Kreisen geworden. Es war bereits allgemein bekannt, dass Chester ihre Beziehung beendet hatte, weil ihm nicht gefallen hatte, wie ernst sie ihre Arbeit als Hebamme nahm. Aber in der Zeitungsverlautbarung hatte es geheißt, dass er nach der »langweiligen Miss Remington« eine inspirierende Frau gefunden hatte, die besser zu ihm passte.

Der Artikel hatte sie als *langweilig* bezeichnet. Gleichbedeutend mit ermüdend, öde, einfältig. Sie war in den letzten zwei

Jahren schon von drei anderen Männern sitzen gelassen worden, wodurch Chesters Beschreibung noch mehr schmerzte. Sie begriff endlich, warum keiner sie wollte: Nicht nur ihr Wunsch, als Hebamme zu arbeiten, gefiel den meisten Männern ihrer gesellschaftlichen Schicht nicht, sie konnte sich auch nicht mit den aufregenden, lebhaften und unterhaltsamen Frauen ihres Alters vergleichen.

In letzter Zeit war das besorgte Flüstern lauter geworden und quälte sie mit der schmerzlichen Erkenntnis, dass sie nie einen Mann finden und als alte Jungfer enden würde. War ihr Wunsch zu heiraten und eigene Kinder zu bekommen einfach unerreichbar?

So sehr sie ihre Eltern auch mochte, erschauerte sie bei der Aussicht, den Rest ihres Lebens bei ihnen zu wohnen, einsam und ohne Mann, und ihre Unzufriedenheit war in den Monaten seit der Trennung von Chester immer mehr gewachsen.

Obwohl ihre Eltern ständig mit dem Wahlkampf beschäftigt waren – so beschäftigt, dass Mutter aufgehört hatte, als Hebamme zu arbeiten –, spürte Catherine ihre Verärgerung, weil ihre Tochter keinen geeigneten Mann für sich interessieren konnte. Ihr gelang es nicht, dem Ruf der Remingtons gerecht zu werden wie ihr älterer Bruder, der in eine reiche Familie eingeheiratet hatte und sich auf eine Karriere als Politiker vorbereitete.

Ja, sie würde gehen. Statt noch mehr Unheil über ihre Familie zu bringen, war es die beste Lösung, Chicago zu verlassen. Dass sie Austin zu seinem Vater nach Fairplay in Colorado bringen musste, war ein idealer Vorwand. Vielleicht würde sie über den Sommer bleiben, um sicherzustellen, dass dieser Dylan McQuaid auch wirklich geeignet war, das Kind aufzuziehen. Bis zum Herbst war Rocky hoffentlich verurteilt und saß im Gefängnis, wohin er gehörte, und sie konnte zurückkehren, ohne sich Sorgen machen zu müssen, dass er ihrer Familie schaden könnte. Vielleicht wäre bis dahin auch Chesters wenig schmeichelhafte Beschreibung von ihr vergessen und sie würde wieder von Männern umworben werden.

Ohne Zeit zu verlieren, legte sie Austin zwischen die Kissen, räumte Kits Kleidung aus der Tasche und füllte sie dann eilig mit ihrer eigenen Kleidung und anderen nötigen Dingen. Sie steckte so viel hinein, wie sie konnte, dann füllte sie auch ihre Hebammentasche bis an den Rand. Sie war froh, dass sie dank ihres Vaters ihr Portemonnaie aufgefüllt hatte, bevor sie gestern Abend zur Entbindung gerufen worden war. Und sie hatte von dem Geld, das sie als Hebamme verdient hatte, einiges gespart – von Leuten, die sich eine Bezahlung leisten konnten. Sie steckte beides in die Tasche.

Dann schlüpfte sie in ihren Mantel und warf einen vorsichtigen Blick aus dem Fenster. Die Polizisten hatten ihre Pferde angebunden und stiegen jetzt die Treppe zum Haus hinauf. Welchen Grund würden sie ihrer Mutter für ihren Besuch nennen?

Catherine wartete, während sie klopfen. Als einen Moment später die Tür aufging, drang die Stimme eines Polizisten zu ihr nach oben. »Wir sind gekommen, um Catherine Remington zu verhaften.«

*Verhaften?* Das war lächerlich. Sie hatte sich nichts zuschulden kommen lassen.

»Sie hat eine junge Frau und deren Begleiter, Stadtrat Stretch Watson, getötet.« Die Stimme des Polizisten drang wieder zu ihr herauf, wahrscheinlich beantwortete er die Frage ihrer Mutter. Sie wurde beschuldigt, Kit und Stretch getötet zu haben?

Das Blut wich aus ihrem Kopf, ihr wurde schwindelig und sie fühlte sich schwach. Sie hätte wissen müssen, dass Rocky einen Weg finden würde, einen anderen Schuldigen zu finden, damit er ungestraft davonkäme. Wahrscheinlich bezahlte er den Prostituierten und der Bordellbesitzerin viel Geld dafür, dass sie in Bezug auf Kits angebliche Beziehung zu Stretch logen. Und er fand einen Weg, es so aussehen zu lassen, dass alle Beweise auf Catherine deuteten.

Ja, sie musste verschwinden. Eine andere Wahl blieb ihr nicht. Sie trat schnell zum Bett, nahm Austin und die Taschen, eilte

dann aus ihrem Zimmer und stieg die Dienstbotentreppe im hinteren Teil des Hauses hinab.

Selbst wenn ihr Vater die besten Anwälte einschaltete, um sie zu verteidigen, hatte Rocky einflussreiche Kontakte und erwies sich als noch gerissener und skrupelloser, als sie erwartet hatte. Wenn Rocky beschlossen hatte, sie zum Sündenbock zu machen, war sie gegen diesen Mann machtlos.

Sie lief die Treppe hinab, stürmte durch den Flur zur Küche und stieß fast mit Slim zusammen, der gerade eine Tasse Tee trank. Die Augen des älteren Mannes weiteten sich, als er sie in den Dienstbotenräumen erblickte.

Sie rückte ihren Hut zurecht und verlagerte das Baby, ohne sich Sorgen zu machen, dass jemand sie mit dem Säugling sehen könnte. »Ich bin fertig und möchte losfahren.«

»Jetzt, Miss?«

»Jetzt sofort.«

Er nickte mit seinem ergrauenden Kopf. »Ich bringe die Kutsche vors Haus.«

»Das ist nicht nötig. Wir können gleich auf die Gasse hinter dem Haus biegen.«

Er stellte seine Teetasse auf einem Sideboard mit Geschirr ab und nahm seinen Mantel von einem Haken neben der Tür. »Zum Grace House, Miss?«

Da die Köchin, die am Arbeitstisch Kartoffeln schälte, Catherine genauso überrascht ansah wie Slim, musste sie mit ihrer Antwort vorsichtig sein. Sie durfte keine Spur hinterlassen, der Rocky folgen konnte.

»Ja, selbstverständlich.« Sie reichte Slim die Reisetasche. »Ich bringe das Baby ins Grace House.« Wenn ihre Mutter sie suchen käme, könnten die Dienstboten ihr eine Antwort geben, die sie den Polizisten ausrichten konnte. Die Männer würden wahrscheinlich hier auf ihre Rückkehr warten. Vielleicht würden sie auch zum Grace House reiten, um sie dort abzufangen.

Auf jeden Fall hatte sie dadurch den nötigen Vorsprung, um

zum Bahnhof zu kommen und in den Zug zu steigen. Die Pacific Railroad war vor knapp zwei Jahren fertiggestellt worden, eine transkontinentale Bahnlinie, die die Bundesstaaten im Osten mit dem Westen verband. Sie beabsichtigte, im Zug zu sitzen und schon in Richtung Westen unterwegs zu sein, bevor jemand merkte, dass sie verschwunden war.

# Kapitel 3

*Fairplay, Colorado*

*Mai 1871*

Dylan McQuaid blickte über den Lauf seines Gewehrs und verfolgte ein Pferd und seinen Reiter auf dem gegenüberliegenden Höhenzug. Es juckte ihm in den Fingern, dem Mann die Feder vom Hut zu schießen. Dieser Schuss wäre für ihn kein Problem.

Damit könnte er J. D. Otto die klare Botschaft vermitteln, dass er von den Viehdiebstählen wusste.

Aber sonst würde er damit nichts erreichen. Juristisch gesehen, verstieß der Mann heute gegen kein Gesetz. Er stahl keine Rinder. Er befand sich nicht einmal unbefugt auf fremdem Land.

Es spielte keine Rolle, dass Dylan Ottos Cowboys seit Tagen verfolgte, sie stundenlang beobachtete und versuchte herauszufinden, wen sie als Nächstes bestehlen wollten. Das Problem war, dass sie gerissene kleine Gauner waren und es perfekt verstanden, Rinder der anderen Rancher von deren Herden wegzutreiben, ohne dass irgendjemand sie daran hindern konnte.

Nein. Dylan ließ sein Gewehr sinken und schluckte seine Enttäuschung hinunter.

Er versteckte sich mit seinem Pferd im Schatten der Kiefern, Wacholder und Weißtannen und wartete. Die spürbare Kälte, die in diesen Höhen am Spätnachmittag in der Mailuft lag, störte ihn nicht. Bei diesen Temperaturen schwitzte er wenigstens nicht, wenn er über die Weiden und Ausläufer der Berge ritt.

Er atmete tief ein. Er liebte nicht nur das angenehme Klima, sondern auch den erdigen Geruch des schmelzenden Schnees, gemischt mit der steinigen Erde, den zarten Duft der neuen Kiefernadeln und die saubere Luft in seiner Lunge.

Mann, war er froh, wieder in Colorado zu sein! »Habe ich es

schon oft genug gesagt, Herr? Wenn nicht, sage ich es gern noch einmal: ›Danke.«

Er ließ seinen Blick über die Hügel schweifen, die mit Felsen und Kiefern übersät waren. Der Löwenzahn blühte leuchtend gelb, teilweise direkt neben den Schneehaufen, die noch nicht alle geschmolzen waren. Das Gras wurde allmählich grün. Heute hatte er sogar schon einen Schmetterling gesehen. Der Frühling hielt im Hochland Einzug, wenn auch später als in den tiefer liegenden Regionen. Aber der Anblick der Natur war unvergleichlich schön.

»Danke, dass ich hierher zurückkommen durfte. Danke, dass du mir eine zweite Chance gibst.« Sein geflüstertes Gebet hing in der friedlichen Stille, nur unterbrochen durch das Plätschern eines Bachs, der durch die Schneeschmelze gespeist wurde.

In solchen Momenten konnte er nur verwundert staunen, dass er wieder zu Hause sein durfte, dass er ein freier Mann war und dass der Bezirk ihn sogar zum Sheriff gewählt hatte.

Harlan Hatfield aus Como war stinksauer gewesen, dass die Wahl in seiner Abwesenheit stattgefunden hatte, wo doch er den Vorschlag, dass der Bezirk einen eigenen Sheriff brauche – nämlich am besten ihn selbst –, eingebracht hatte.

Aber Bürgermeister Landry Steele und die Rancher von Park County hatten von den Viehdiebstählen die Nase voll gehabt und hatten nicht mehr länger warten wollen. Dank Dylans Erfahrung bei der Polizei in Chicago und seinem Ruf als treffsicherer Scharfschütze hatte man ihm die zeitlich befristete Stelle angeboten.

Der Sheriffstern an seiner Jacke hatte seine Brüder sichtlich stolz gemacht. Er hatte diese Stelle seit einigen Monaten inne und konnte sich gut vorstellen, dieses Amt langfristig auszuüben. Er würde gern dauerhaft als Sheriff arbeiten, damit seine Brüder auch weiterhin stolz auf ihn sein konnten. Aber auch, damit er wieder ein wenig Selbstvertrauen zurückgewann.

Soweit es Dylan beurteilen konnte, war Hatfield ein vertrauenswürdig und anständiger Mann. Der Mann mittleren Alters

wollte das, was für Park County und für ganz South Park das Beste war. Das konnte Dylan respektieren. Er konnte auch respektieren, dass Hatfield in ganz Park County Werbung für sich machte.

Ihm gefiel nur nicht, dass Hatfield nicht bereit war, ihm eine faire Chance zu geben, sondern ständig betonte, dass ein Mann mit einem befleckten Ruf, der in seiner Vergangenheit unzählige Probleme gehabt hatte, nicht Sheriffs sein sollte.

Dylan bemühte sich nach Kräften, allen zu beweisen, dass er sich geändert hatte. Aber vor ihm lag immer noch ein weiter Weg. Wenn er das Problem mit den Viehdiebstählen lösen könnte, hätte er vielleicht bessere Chancen, die Wahl zu gewinnen.

Mit dem Lederhandschuh an seiner Hand polierte er den silbernen Stern an seiner Weste, auf dem das Wort *Sheriff* eingraviert war. Vor zwei Jahren und auch vor einem Jahr hätte er sich nicht vorstellen können, dass er als neuer Mensch in der ungezähmten Natur stehen, ein anständiges Leben führen und einen weiten Bogen um all die Versuchungen machen würde, die ihn früher gefangen gehalten hatten.

Aber seit dem Tag, an dem er aus Chicago weggegangen war, hatte er seinen Lastern den Rücken gekehrt und kein einziges Mal zurückgeblickt. Wie der verlorene Sohn in der Bibel war er von seinem früheren Leben umgekehrt. Er hatte sich die Worte aus dem ersten Psalm zu Herzen genommen und geschworen, nicht dem Rat gottloser Menschen zu folgen, nicht mit Sündern auf einer Seite zu stehen und nicht mit solchen Leuten zusammensitzen, die über alles Heilige herzogen.

Er gab zu, dass sich seine alten Begierden manchmal lautstark meldeten. Aber er machte bewusst einen weiten Bogen um jeden Ort, an dem Alkohol und Frauen verkauft wurden. Er betrat keinen Saloon, solange es sich irgendwie vermeiden ließ, es sei denn, sein Hilfssheriff war mit Auseinandersetzungen unter Betrunknen allein überfordert. Selbst dann blieb er nie lange in dem Gebäude, sondern regelte die Dinge immer draußen.

Jedes Mal, wenn er der Versuchung widerstand, fühlte er sich

ein wenig stärker. Vielleicht wäre er eines Tages sogar so standfest, stark und unerschütterlich wie seine älteren Brüder. Vielleicht könnte er irgendwann sogar so sein wie sein Vater.

Nach einem letzten Blick über das Gelände steckte er sein Gewehr in die Tasche an seinem Sattel, griff nach dem Führstrick und führte seinen Wallach aus dem Versteck heraus. Da er schon fast den ganzen Tag unterwegs gewesen war, um sich ein Bild von der Situation mit den Viehdiebstählen zu machen, wurde es höchste Zeit, in die Stadt zurückzureiten. Stu kam zwar auch ohne ihn gut zurecht, aber Dylan gefiel es nicht, zu lange fort zu sein.

Während er sich in den Sattel schwang und nach Fairplay zurückritt, piffte er eines der Kirchenlieder, die sie gestern im Gottesdienst gesungen hatten, und versuchte zu erraten, was Trudy heute wohl zum Abendessen kochte. Die Frau seines Hilfssheriffs war für ihn wie eine Mutter geworden, eine bessere Mutter als seine eigene in den letzten Jahren ihres Lebens gewesen war. Trudy lud ihn fast jeden Abend zum Essen ein und ließ kein Nein als Antwort gelten.

Er wollte auch gar nicht Nein sagen. Trudy Gunderson war die beste Köchin diesseits der Wasserscheide. Allein beim Gedanken an ihre weichen selbst gemachte Brötchen mit reichhaltiger Wurstsoße knurrte sein Magen, als hätte er den Appetit eines Grizzlys, der frisch aus dem Winterschlaf erwacht war.

Als er sich dem nördlichen Stadtrand von Fairplay näherte, verlangsamte er das Tempo seines Pferdes zu einem gemütlichen Trab. Auf der Straße herrschte am Ende des Arbeitstages viel Betrieb; Männer und Frauen waren gleichermaßen unterwegs. Bürgermeister Steele hatte in den letzten zehn Jahren gute Arbeit geleistet und Fairplay aus einem notdürftigen Goldsucherlager in eine ehrbare Stadt für Familien verwandelt, in der jeden Tag neue Geschäfte und Wohnhäuser aus dem Boden sprießten.

Allein in den wenigen Jahren, die Dylan fort gewesen war, war Fairplay deutlich gewachsen und ähnelte mit seinen sauber an-

gelegten Straßen und schönen Grundstücken immer mehr den Kleinstädten im Osten. Fairplay verfügte über zwei Kirchen, ein nagelneues Schulhaus und sogar eine Bank. Die Stadt war zwar nicht so roh wie einige andere Städte in den Bergen, aber sie hatte trotzdem einige Saloons und Bordelle. Das wusste Dylan ganz genau, denn in der Zeit, als er viel getrunken hatte, war er dort überall Stammgast gewesen.

Er tippte an seinen Hut, um mehrere Männer, an denen er vorbeiritt, zu grüßen. Als sie als Antwort ebenfalls an ihre Hutkrempe tippten, erfüllte ihn das erneut mit einer tiefen Befriedigung. Das anständige Leben, das er jetzt führte, brachte ihm viel mehr Zufriedenheit als sein früheres wildes Leben.

Das gedrungene Holzgebäude in der Mitte der Hauptstraße diente gleichzeitig als Sheriff-Büro und Gerichtsgebäude, seit Fairplay zum Bezirkssitz bestimmt worden war. Das Büro hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Polizeiwache, in der er in Chicago gearbeitet hatte, aber wenigstens verlieh das Gebäude seiner Arbeit einen offiziellen Anstrich.

Der Bürgermeister hatte ihm die kleine Blockhütte hinter dem Gerichtsgebäude als Wohnung überlassen, damit er nicht länger auf der Ranch seiner Brüder wohnen musste, sondern in der Stadt leben konnte. Die flach gesägten Baumstämme der Hütte bildeten stabile Eckverbindungen und das Gebäude war gut gebaut. Seine Brüder hatten ihm geholfen, die Spalten zwischen den Brettern abzudichten und das lecke Dach zu flicken. Seitdem war es in der Hütte angenehm trocken und warm.

Als er sein Pferd vor dem Sheriffbüro zum Stehen brachte, trat Stu aus dem Haus und zog die Tür hinter sich zu. Mit seinem struppigen, braunen Schnurrbart, seinen langen Koteletten und seinem wild wuchernden Vollbart hatte der Mann genug Haare im Gesicht, um einem Elch Konkurrenz zu machen. Im Grunde sah Stu nicht nur aus wie ein Elch, er war auch genauso mürbisch. Als Gott Stu erschaffen hatte, hatte er es offenbar versäumt, diesem Mann auch nur ein Quäntchen Humor zu verleihen.

Der Hilfssheriff konnte weder lachen noch lächeln – selbst dann nicht, wenn ihm jemand dafür Gold anbieten würde.

Stu trat von der Tür weg. »Es gibt Schwierigkeiten.«

»Das ist nichts Neues.« Dylan lächelte den Mann unbeschwert an. »Du ziehst Schwierigkeiten förmlich an.«

»Dieses Mal haben es die Schwierigkeiten auf *dich* abgesehen.« Stu stapfte auf ihn zu und zog die Brauen bedrohlich zusammen.

Dylan, der einen Fuß auf der Erde und den anderen noch im Steigbügel hatte, hielt mitten in seiner Bewegung inne. Etwas an Stus Miene ging über seine gewohnte Griesgrämigkeit hinaus und strahlte echte Besorgnis aus.

Was war los? Ein ungutes Gefühl jagte eine Gänsehaut über Dylans Rücken. Es war das gleiche Gefühl, das er immer gehabt hatte, wenn er sich auf ein sündiges Verhalten eingelassen hatte, obwohl er genau gewusst hatte, dass er die Finger davon lassen sollte. Aber nach seiner letzten Nacht in Chicago hatte er keinen Alkohol mehr getrunken und keine Frau mehr angerührt. An jenem Morgen hatte er die Polizeiwache betreten und dort Jerichos Brief vorgefunden, aus dem er erfahren hatte, dass seine Spiel-schulden bezahlt waren, dass die Todesdrohung gegen ihn vom Tisch war und dass er nach Colorado zurückkehren konnte.

»Jemand ist aus Chicago gekommen und will dich sprechen.« Stu nahm das Zaumzeug des Pferdes.

»Aus Chicago?« Warum in aller Welt sollte jemand aus Chicago ihn sehen wollen? Außer Jericho Bliss hatte er dort keine Freunde gehabt. Alle anderen hatten sich nur für ihn interessiert, weil sie sich einen Vorteil davon versprochen hatten, da er überall, wohin er gekommen war, Leben in die Bude gebracht hatte. Aber keiner dieser Menschen war treu oder loyal gewesen. Und keinen hatte es interessiert, als er weggegangen war. Wer sollte ihn also jetzt besuchen? Nach so vielen Monaten?

Wollte ein Polizeichef ihn sprechen, weil er hoffte, mehr Beweise für die Korruption innerhalb der Chicagoer Polizei zu bekommen? Er hatte versucht herauszufinden, welche Leute Be-

stechungsgelder annahmen, und hatte alle seine Insiderinformationen weitergegeben, bevor er Chicago verlassen hatte.

Er sprang auf die Erde und starrte die Tür an. Er war nicht erpicht darauf, die Vergangenheit neu aufleben zu lassen. Andererseits hatte er Gott und seinen Mitmenschen gegenüber die Pflicht, sein Bestes zu geben, um Verbrechen aufzudecken, und falls er helfen konnte, war er dazu gern bereit.

Er legte die Hand auf seinen Revolvergriff, als könnte ihm das irgendwie die Nerven geben, die er brauchte, um ins Haus zu gehen und sich den Geistern aus seinem früheren Leben zu stellen. Er würde die Sache schnell erledigen, seinem Besucher die nötigen Informationen geben und den Mann dann wieder fortschicken.

Mit klirrenden Sporen marschierte er auf die Tür zu.

»Sie stellt eine ziemlich schwerwiegende Behauptung auf.«

»Sie?« Dylan blieb abrupt stehen, drehte sich um und schaute Stu fragend an.

»Ja. Sie.« Die Besorgnis in Stus Augen beunruhigte Dylan erneut.

»Hat sie ihren Namen genannt?«

»Nein. Ich habe sie auch nicht danach gefragt. Sie ist gekommen, weil sie dich sehen will und nicht mich.«

Warum kam eine Frau aus Chicago den weiten Weg in den Westen, um ihn zu sehen? Dylan legte seine zweite Hand auf seinen zweiten Revolver. Wenn ein Mann zu ihm käme, war das eine Sache. Aber um einer Frau gegenüberzutreten, brauchte er deutlich stärkere Nerven. Nerven wie Drahtseile. Wenn ihn eine Frau aufsuchte, dann hatte er normalerweise etwas angestellt und sie hatte die Absicht, ihn dafür zur Schnecke zu machen.

Was hatte er dieses Mal ausgefressen? Er wollte es sich nicht einmal vorstellen, da er wusste, dass es bestimmt nicht schön war.

»Du solltest lieber hineingehen. Sie wartet schon eine ganze Weile.«

Dylan verkrampfte die Hände um seine Revolvergriffe und

stählte sich. Sie war bestimmt nicht nur stinksauer, weil er etwas angestellt hatte, sondern auch, weil sie hatte warten müssen. Er steuerte wieder auf die Tür zu, aber dieses Mal deutlich langsamer, und seine Sporen gaben kaum einen Ton von sich, als folgten sie ihm auch nur sehr widerstrebend.

An der Tür angekommen, zögerte er. Er war ein neuer Mensch. Gott hatte ihm die Sünden seiner Vergangenheit vergeben. Er musste sich bei dieser Frau nur entschuldigen, ihr sagen, dass er sich wie ein Idiot benommen hatte, und fragen, wie er die Sache wiedergutmachen konnte.

Das schaffte er. Kein Problem.

Aber während er die Tür zu seinem Büro aufmachte, öffnete sich auch die Tür zu seinen Schuldgefühlen. Er war nie mit einer Frau zusammen gewesen, die nicht mit ihm zusammen sein wollte. Darauf hatte er immer geachtet. Trotzdem war es falsch und unverantwortlich von ihm gewesen, mit so vielen Frauen außerhalb der Ehe Beziehungen zu unterhalten. Er bereute sein unmoralisches Verhalten und wünschte, er könnte die Zeit zurückdrehen.

Das Innere des Büros wurde von der Spätnachmittagssonne beleuchtet, die durch die vorderen Fenster schien. Der Raum war mit Aktenregalen, zwei Schreibtischen, verschiedenen Ausrüstungsgegenständen und Waffen, die an der Wand hingen, sowie einem Schrank mit Unterlagen vollgestellt.

Die Frau saß mit dem Rücken zu ihm auf dem Stuhl neben seinem Schreibtisch. »Danke, Hilfssheriff Gunderson. Stellen Sie das warme Wasser bitte auf den Schreibtisch.«

Dylan schloss leise die Tür hinter sich.

Die Frau trug einen eleganten Hut, der ihm den Blick auf ihr Gesicht versperrte. Aber er konnte sehen, dass sie ein maßgeschneidertes Kostüm trug, das genauso modisch war wie ihr Hut – dunkelgrün mit Samtbesatz. Elegant und vornehm. Zu elegant und vornehm für die Frauen, die er in Chicago gekannt hatte.

Er atmete langsam aus. Vielleicht war er mit seiner Vermutung zu vorschnell gewesen. Vielleicht war sie keine wütende ehemalige Geliebte, die sich wegen etwas, das er getan hatte, rächen wollte.

Er öffnete seine unbewusst zu Fäusten geballten Hände, um die Anspannung daraus zu vertreiben.

»Haben Sie den Sheriff schon gesehen?«, fragte sie, während sie sich über ein Bündel auf ihrem Schoß beugte.

»Ja, ich habe ihn schon das eine oder andere Mal gesehen.« Er konnte das Necken in seiner Stimme nicht verhindern.

Sie fuhr auf ihrem Stuhl zusammen, da sie offenbar mit Sture gerechnet hatte. Sie drehte den Kopf und zeigte ihm ihr schönes Gesicht mit einem rundlichen Kinn und weichen Wangen, einer hübschen Stupsnase und vollen Lippen. Ihre Augen waren besonders schön, ein leichtes Grün, das einen aufmerksamen, intelligenten Geist verriet. Sie waren groß, von dunklen Wimpern umrahmt, und schauten ihn überrascht an.

»Sie sind nicht Hilfssheriff Gunderson.«

Dylan setzte sein charmantestes Lächeln auf. »Gott sei Dank nicht.«

Statt ihn ebenfalls anzulächeln, wie er gehofft hatte, musterte sie ihn von seinem verstaubten Hut bis hinab zu seinen abgestoßenen Stiefelspitzen mit einem kritischen Blick. »Dylan McQuaid?«

Ihr Tonfall veränderte sich und klang wie der eines Richters, der gleich sein Urteil verkünden würde. Etwas verriet ihm, dass die Sache schlimmer werden würde, als er gedacht hatte. Er hatte den plötzlichen Drang zu leugnen, dass er Dylan McQuaid war, die Tür aufzureißen und eilig das Weite zu suchen.

Aber das war etwas, das der alte Dylan getan hätte, nicht der anständige Mann Gottes, der er immer mehr sein wollte. »Ja. Dylan McQuaid. Zu Ihren Diensten.«

Sie stand auf und bewegte etwas in ihren Armen. Als sie sich umdrehte, erkannte er, dass dieses Etwas ein Baby war. Sie legte

sanft eine Decke um das Kind und blickte es so zärtlich an, wie es nur eine Mutter konnte.

Als sie fertig war, richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihn. Sie schaute ihn fast verächtlich an und hob das Kinn, dass sie so majestätisch wie eine Königin aussah – auch wenn er natürlich noch nie eine Königin gesehen hatte. Sie hielt den Säugling so, dass er ihn sehen konnte. »Mr McQuaid, ich möchte Ihnen Ihren Sohn vorstellen.«